Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 15

Artikel: Das zweite Leben [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667536

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das zweite Leben

Eine Erzählung von Ernst Zahn. (Fortsetzung.)

Fünfzehntes Kapitel.

Nun saß Magnus Im Ebnet wieder auf seinem kleinen Gute. Der Besuch in Gerikon, der Tod der Schwester — wie weit lag das schon zurück! Das Tagewerk half wieder über Trauer und Heimweh Brücken schlagen. Aber ganz schwiegen sie nicht, sondern wogten unter den Brücken wie ein Strom, der bald hoch und stürmisch, bald stiller fließt. Die Trauer und das Heimweh galten der entflohenen Lukretia sowohl wie der Schwester, die ihr einsames Leben beschlossen hatte. Und manchmal zogen sie auch zu einer dritten, und waren dann mehr ein Bedauern, daß sie so weit entfernt war, deren heitere Kraft wohlgetan hätte.

In Altingen wurden der Lästerer und Hochmutsnarren immer weniger. Es war erstaunlich, welch ein Verkehr auf einmal zwischen dem Gut zum Bächli und dem Dorf bestand. Da liefen die Kinder in ihren Freistunden dem Im Ebnet unter die Werkstattür oder in den Garten nach. Sie standen manchmal in ganzen Grüpplein beisammen und schauten dem arbeitsamen Mann zu, wie er Schnitzmesser oder Hobel, Schaufel oder Hacke handhabte. Sie warteten geduldig, bis er etwa aufschaute und sie ansprach; denn daß er für jedes von ihnen von Zeit zu Zeit ein freundliches Wort hatte, wußten sie sicher und gingen auch nie fort, ohne daß er ihnen etwa einen Apfel oder sonst etwas Leckeres zugesteckt oder ihnen ein Vogelnest, das Treiben eines Ameisenhaufens, eine eigene Arbeit oder sonst irgendeine kleine Merkwürdigkeit gezeigt hatte. Der Hansli Tobler und sein Schwesterchen waren in der Freundschaft schon so weit, daß sie manchmal an Magnus' Tisch essen durften. Er bereitete wunderbare Suppen und Breie und sparte an diesen mit Zucker nicht, wenn er Leckermäuler zu Gaste hatte. Heute stand ein Mädchen mit verweinten Augen vor ihm und erzählte nach anfänglichem Widerstreben, daß die Mutter krank liege und der Vater schimpfe, weil das Geld nirgends hinreiche. Morgen war der Mann vom Bächli zu Besuch bei den Bedrängten und ließ beim Weggehen eine kleine Summe zurück, die für ein paar Wochen über die Sorgen half. Diesen Tag kam ein Schuldenbauer und klagte, daß ihm eine Gült aufgekündet sei und er das Geld nicht zu finden vermöge, und weil Magnus ihn als ehrlich kannte, übernahm er die Schuldschrift.

Aber nicht nur um Geld kamen die von Altingen. Sonst würden des einsamen Mannes Mittel nicht ausgereicht haben. Erstaunlicher war, daß sie um Rat kamen. Das Vertrauen ist ein seltsames Pflänzlein, oft will und will es nicht wachsen, oft wird es ein Baum und treibt, als ob der Boden Zauberkraft hätte. Die Altinger behaupteten eines Tages, keiner verstehe sich so gut auf das Gartengemüse wie Magnus Im Ebnet. Die Altinger behaupteten eines zweiten Tages, keines Schreiners Arbeit halte so fest wie die, die Im Ebnet geleimt hatte. Er wurde vom Schnitzer zum Tischler, vom Zeitvertreibarbeiter zum eigentlichen Handwerksmann. Die Zahl seiner Kunden nahm immer zu; denn was er schaffte, war billig, und wer eine Arbeit abholte, bekam ein Wort oder einen Gruß oder ein leises Lachen mit auf den Weg, daß davon eine Wärme im Herzen zurückblieb.

Wie manchen Abend saß doch der weißhaarige Pfarrer bei dem hageren Im Ebniet.

„Mit Euch kann man reden," sagte er zu ihm, und sie sprachen, geruhsam die Arme auf den Tisch gelegt, der eine an diesem, der andere an jenem Ende sitzend, von den Leuten im Dorf, nicht wie alte und junge Ratschweiber, sondern wie zwei Seelsorger und Seelenkundige, warum es in der Ehe des Hansen nicht ging und warum des Fritzen junge, heiße Tochter nicht ehrbar bleiben konnte. Aber der Pfarrer war mehr der Anreger des Gesprächs, der, der fragte oder werweißte, und Magnus Im Ebnet war der, der es besann und langsam, langsam aus sich selbst heraus Erklärungen holte. Etwa, daß Ehen die großen Geduldprüfungen des Lebens und Segen erst dann seien, wenn zwei Menschen sich der Welt entwöhnt hätten. Oder daß junge Liebe das Gewächs sei, das am meisten Hüterschaft brauche, damit es nicht wuchern könne oder vom bösen Wurmzeug der fleischlichen Triebe zerfressen werde.

Wenn aber der Pfarrer manchmal einen roten Kopf bekam und wider den wachsenden Unglauben, die Weltsucht und die Unaufrichtigkeit der Menschen polterte, war es Magnus, der ruhig blieb und nicht gelten lassen wollte, daß das anders und schlimmer sei als früher, daß vielmehr Mensch der Name für alle Unvollkom-

menheit sei und immer gewesen sei. Der Grund aller Herzen sei gut, aber jeder Tag streue Böses hinein, und es bleibe ein Wunder, wenn das Gute nicht ersticke. Wunder geschehen aber noch; denn es werde mancher gut aus Übermaß des Leidens oder Macht der Freude, aus plötzlichem Schreck vor der eigenen Verworfenheit oder durch Erkenntnis des Heiligen und Höchsten, finde er es nun in einem Gott, einem Erlöser oder nur in den unergründlichen Geheimnissen der waltenden Natur.

Sie sprachen aber auch von Magnus' eigenen Schicksalen. Dieser kam gern auf die Schuld, die er nicht von sich zu lösen vermochte, weil der nicht mehr lebte, an dem er hätte gutmachen können, und auf die Freude, daß er die Welt noch schauen durfte, obgleich er zu Recht hätte aus ihr ausgeschlossen bleiben können. Dann redeten sie von Lukretia.

Während aber bei den sonstigen Gesprächen Magnus Im Ebnets Züge ihre große Ruhe bewahrten und er friedlich in seinem Stuhle saß, überfiel ihn beim Gedanken an die kleine Taube ein zitternd ausspürendes Wesen, als hätte er unendlich mühsam und lange ein Verlangen zurückgehalten und könne nun kaum mehr sich beherrschen, daß er nicht verzweifelt die Arme nach der Unerreichbaren ausstreckte. In seinem Blick loderte ganz verborgen etwas von dem Fieber, das während der viele Jahre langen Haft in seinen Augen gewesen war, Hoffnung und Hunger zugleich, daß etwas sich ändern möchte. Und immer sprach er: „Ich weiß, daß sie wiederkommt."

Der Weißkopf ihm gegenüber aber schüttelte das bleiche, lange Haar und erwiderte: „Macht Euch nichts vor, Im Ebnet. So etwas taucht im Getriebe unter. Wenn nicht ein besonderer Zufall eine Wendung bringt, so geht es mit dergleichen Leuten in alle Tiefen hinab."

Und doch war es Magnus, der recht behielt.

Novembertage kamen einmal. Es stürmte und regnete. Die gelben Matten dampften vor Feuchtigkeit. An den Abenden brachen Nebel ins Hochtal und setzten sich wie riesige Gespenster an den Hügeln und über Sumpftümpeln fest. Dabei wuchs die Kälte. Der Regen verwandelte sich in Schnee, der zuerst keinen Boden fand, in Tausenden von Flocken zerging, dann als sulzige Masse in den Straßen lag und endlich doch die Nässe besiegte und in einer Nacht und einem Tag fußhoch sich über das Land hin breitete.

Es war schon nahe an Dämmerung, als an dem einen Ende, wo die Straße vom Tal herauf die Hochebene erklomm, ein menschliches Wesen auftauchte. Hätte einer von ferne zugesehen, wieviel Zeit es brauchte, ehe ein Federhut und dann ein Kopf und dann Schultern und endlich ein junges Weisbild sich bis zur vollen Sichtbarkeit auf die Straßenhöhe heraufgearbeitet hatten, er würde sich gewundert haben, was der Ankommenden sei. Bei näherem Zusehen jedoch wäre sein Staunen noch mehr gewachsen. Die Feder auf dem Hute war geknickt, dieser selbst sah aus, als hätte er im Staube vieler Stubenecken gelegen. Ein dünnes Fähnlein von einem neumodischen, aber vielgetragenen, vernachlässigten Kleide hing an abgemagerten Gliedern. Die Füße staken in Halbschuhen, die krummgetreten und durch die Nässe der Straße aufgeweicht waren. In den schmalen, blauweiß schimmernden Händen trug die Person eine alte Handtasche und einen Schirm, der einst bessere Tage gesehen hatte, jetzt aber eine der Spannstangen wie einen gebrochenen Flügel hängen ließ. Das war nicht viel Gepäck, aber die Lukretia Im Ebnet schleppte es mit Mühe und Seufzen. Im Blicke lag es wie Fieber oder Rausch. Allmählich aber löste diesen Ausdruck eine große, in der Ferne suchende Spannung ab. Die Lukretia strebte dem Bächligut zu.

Plötzlich taumelte und patschte sie in dem Gepflütsche der Straße einmal her und einmal hin. Sie wußte jetzt nicht, sollte sie weitergehen. So hatte sie beim Antritt der Reise hundertmal gezögert, so war sie unterwegs dutzende Male stehengeblieben.

Dann schlenderte sie herum, eher gewillt, umzukehren, als dem Ziel vollends zuzusteuern. Sie sah jetzt das einsame Haus deutlich vor sich. Endlich stieß ein dumpfer Trieb sie wieder vorwärts. Sie wußte, daß es sonst zu spät wurde, daß die Kräfte nicht mehr ausreichten, weder zu einem zweiten Anlauf noch zu einer Rückkehr.

Lukretia fror. Innerlich vielleicht noch mehr als äußerlich, obwohl ihre Füße durchnäßt waren und ihr Kleid kaum ihrem Körper Schutz bot. Jesus, wie sie fror! Die Zähne schlugen ihr aufeinander. Was würde er sagen? Was würde er sagen? Die Kälte und Nässe waren groß, aber die Angst und die Müdigkeit und die Verzweiflung waren größer; die drei schüttelten sie, daß die Glieder klapperten.

Wieder ein Wegstück. Und wieder eins. Drüben zweigte der Fußpfad nach Altingen ab.

Lukretia hielt noch einmal an. Da konnte sie hinüberfliehen, wenn jetzt Magnus etwa in der Tür auftauchte und herübersah.

Aber am Bächlihaus blieben Tür und Fenster zu. Es kam niemand. Auch niemand, der etwa die letzte Wegstrecke durch einen Ruf oder einen Gruß erleichtert hätte. Und doch rührte sich in Lukretia plötzlich ein leiser Gedanke an eine Möglichkeit. Vielleicht würde doch jemand sagen: „Willkommen!" Es packte sie so, daß ein Schluchzen in ihr aufstieg.

Damit es sie nicht wieder reue, schleppte sie sich jetzt rascher vorwärts und patschte mit einer Art Störrigkeit, die weder nach rechts noch nach links schaute, dem Hause zu. Jetzt kam sie an den Gartenzaun, sah die Bank unterm Obstbaum, hörte ein Klopfen im Hause und wußte, daß Magnus daheim war. Noch einmal wollte die Furcht sie überfallen; aber obgleich ihr der Herzschlag stockte, riß sie das Gartentörlein auf und taumelte der Haustür zu.

Vielleicht hatte im Ebnet das Kreischen des Türleins gehört; lauschte er doch, ohne es zu wissen, immer nach Schritten, die er längst erwartete. Er öffnete die Haustür von innen eben, als Lukretia die Hand auf die Klinke legte.

Sie standen und schauten einander an, er hager, aber sehnig im grauen, zertragenen, aber sauberen Anzug, sie zerlumpt, fahrig, die Augen gesenkt und die Glieder so schlaff wie die Fetzen ihres Kleides.

„Du?" sagte Magnus. Er faßte nach ihrer einen Hand und dann nach der anderen, und so zog er sie über die Schwelle. Er ließ sie nicht los. Er zog sie in die Stube.

Er nahm ihr den Schirm und die Handtasche ab und löste ihr den Lotterhut vom Kopf.

Magnus sprach derweilen allerlei vor sich hin: „Aber! Aber! Wie du aussiehst, kleine Taube! Was mußt du ausgestanden haben!"

Er holte einen Stuhl. „Setze dich! Du mußt etwas essen," sagte er. Damit drückte er die noch immer Schweigende in den Sessel.

Aber sie fiel ihm unter den Händen durch und glitt lautlos zu Boden. Sie würde den Kopf aufgeschlagen haben, wenn er nicht rasch zugegriffen hätte. Er sah, wie sie aller Kraft bar war. Darum nahm er sie auf. Es wurde ihm ganz eigen, ganz schwach zumute, als er spürte, wie leicht sie war.

Er trug sie in die Schlafkammer hinauf. Er sah ihre zerfallenden Schuhe, ihre klatschnassen Strümpfe.

„Mein Gott!" sagte er.

Er riß ihr lange unbenutztes Bett auf und legte sie hinein. Als er sie entkleidete, bemerkte er, daß ihr abgemagerter Körper an vielen Stellen die blutunterlaufenen Spuren von Schlägen trug. Seine Hände zitterten vor Mitleid, während er sie besorgte.

Dann lief er nach einer Stärkung. Als er mit warmer Suppe wiederkam, lag sie mit weit aufgeschlagenen Augen. Die waren allein noch von der Lukretia von einst geblieben, grau und groß, größer noch als ehemals. Ohne daß sie den Kopf gewendet hätte, richteten diese Augen jetzt den Blick auf ihn. Was wirst du mit mir tun? fragten sie. Dazu zuckte der Mund wie der eines Kindes, das sich zum Weinen anschickt.

Magnus reichte ihr die Suppe. Sie nahm sie, und da er ihr den Löffel in die Hand gab, aß sie geduldig und gehorsam. Sie dankte ihm auch, aber kaum hörbar.

Er nahm ihr dann den Teller wieder ab und stellte ihn beiseite. Sie schien erquickt und streckte die Hand nach ihm aus.

Schon saß er auf dem Bett.

Sie rückte an ihn heran. Er fühlte, wie sie fror.

„Armes, kleines Ding," sagte er.

Sie weinte.

„Schicke mich nicht fort," bat sie, während ihr die Tränen über das von Not und Sünde entstellte Gesicht liefen.

„Wie sollte ich!" antwortete er und nahm sie ganz in seine Arme.

So saßen sie. Die Nacht kam über sie. Sie merkten es nicht. Sie saßen im Dunkeln, dicht aneinander geschmiegt.

Lukretia erzählte. Sie tat es nicht in zusammenhängenden Sätzen, sondern sie brauchte Stunden zu einer Beichte, die eigentlich nicht viele Worte hatte. Dinge wurden darin laut wie: „Ich mußte fort damals. Ich konnte nicht über mich selber Meister werden. Ich mußte wissen, wie es draußen war, denn ich war noch nicht gemacht für die Stille hier und für einen Menschen wie du. Ich war so neugierig, ich wollte einmal einen finden wie — wie den Paul. Und dann sind es viele geworden und — und sie haben mich geschlagen und hungern lassen und verhöhnt und verstoßen und schlecht gemacht, immer schlechter, bis — bis ich vor mir

selber geschaudert habe. Jetzt bin ich wiedergekommen. Schicke mich nicht fort! Ich habe niemand als dich. Ich werde dir nicht mehr lange zur Last fallen. Ich möchte nur still sein; nichts mehr wissen von all dem, was sie mir getan haben."

Sie kroch in ihn hinein. Sie bettelte mit der Gebärde des Anklammerns fast mehr als mit Worten.

„Still, still," tröstete er. „Natürlich wirst du hier bleiben. Ich habe gewußt, daß du kommen wirst."

Ein Gefühl des Geborgenseins kam allmählich über sie wie damals, als sie aus ihrer ersten Not zu ihm geflohen war. Aber es war noch anders jetzt. Damals hatte sie ihm ihre Jugend und ihre Schönheit mitgebracht. Jetzt besaß sie wohl jene noch, aber sie war gebrochen und diese verloren, sie war ärmer, als sie gewesen war; und sie wußte, daß sie es war.

Magnus staunte nicht. Er hatte längst gewußt, was sie fortgetrieben hatte. Er verwunderte sich auch nicht über das, was ihr geschehen war. Er hatte sich das alles so gedacht. Daß sie von Stufe zu Stufe gehe, daß kein Gedanke an ihn sie halten werde. Und doch erschrak er, als sie ihn jetzt bat: „Gib mir zu trinken, irgend etwas, was mich betäubt. Ich kann nicht mehr sein ohne das. Ich — ich — oh, wie ich mich schäme!"

Sie verbarg ihr Gesicht, während sie so bettelte.

Er gab ihr nicht, was sie verlangte. Aber er hielt sie fest, bis das Zucken ihrer Glieder und ihr Stammeln aufhörte und sie, vom Schlaf der Erschöpfung übermannt, auf die Kissen sank.

Lange saß er an ihrem Lager und bewachte ihren Schlummer.

Sie warf sich von einer Seite auf die andere und sprach im Schlafe und schrie manchmal auf. Aber sie erwachte nicht.

Da tat er noch, was ihm im Haus zu tun blieb, und legte sich dann zu Bett. Zum erstenmal hörte er drüben seines jungen Weibes Atemzüge wieder. Mit über der Brust gefalteten Händen, den eigenen Atem zurückdrängend, lauschte er. Und dann kam jenes Glücksgefühl wieder über ihn, das vielleicht in seiner Seele das mächtigste war, daß er wieder etwas zu sorgen hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Der Winter, dessen ersten im Wasser zusammensinkenden Schnee Lukretia mit Füßen getreten hatte, blieb im Lande und machte sich zum Herrn. Das Bächlein neben dem Hause fror zu. Eiszapfen hingen sich ans Schindeldach, und an den Fenstern wuchsen Frostblumen. Viele Tage lang brauste der Nordsturm und schlug den Schnee in Wolken über Straßen und Felder. Die Wetterseite des Hauses war weiß beschlagen.

Die Kinder von Altingen kamen jetzt nicht, um Magnus bei der Arbeit zuzusehen. Der Weg war zu schlecht. Es war ein Ereignis, wenn überhaupt ein Mensch über die hochverschneite Straße mühsam irgendeinem Ziele zustrebte.

Aber Magnus fragte nicht nach dem, was draußen ging; er vergaß es ganz. Seine Stuben waren gerade hell genug, daß er kein Licht brauchte. Und sie waren warm genug, daß die Inwohner das Heulen des Windes und der klirrende Frost draußen nicht kümmern mußte.

Magnus Im Ebnet sah nichts und dachte nichts, als was sein Weib betraf.

Sie gewöhnte sich langsam ein. Sie war ein wenig verloren und sandte manchmal Blicke hinaus, von denen er nicht sicher war, ob sie nicht dem Gedanken abermaliger Flucht entsprangen. Sie griff im Hause nicht recht an, als ob sie nicht mehr wüßte, welche Arbeit ihr zukäme oder sich nicht getraute, das und jenes anzufassen. Er war es, der den Haushalt führte. Sie sah ihm oft verstaunt und benommen zu, wie er kochte und kehrte, die Betten machte und alles tat, was Frauenpflicht war. Sie selbst lief ziellos im Hause umher, und wenn Magnus plötzlich hinter ihr erschien, schrak sie zusammen, als ob sie auf bösen Wegen ertappt würde und Schläge fürchtete. Sie war wie ein Kind. Wenn sie nur glaubte, daß Unmut Magnus' Züge verdunkle, weinte sie, und manchmal fragte sie Dinge, wie törichte Kinder sie fragen, weshalb der Schnee so weiß sei oder ob man die Stille hören könne.

Magnus ließ sie nicht ohne Aufsicht. Er suchte ihren wirren Sinn zu lenken und aus der Zerstreutheit zu retten. Er legte ihr allmählich kleine Handreichungen auf und führte sie so wieder in das ein, was ihr zu tun oblag.

„Jetzt kannst du mir das helfen," war sein zweites Wort. „Jetzt wollen wir noch das besorgen," sein anderes.

Eines Sonntags nahm er sie an der Hand und führte sie in die Kirche.

Sie widerstrebte anfangs, aber als sie sah, daß er es ernstlich wollte, gehorchte sie und verbarg sich an seinem Arm vor den Blicken der Neugierigen.

Eines späteren Tages ertappte er sie in der Küche, wie sie eben eine Weinflasche an die Lippen brachte. Er war mit einem Schritt an ihrer Seite und entwand ihr die Flasche.

„Du weißt, daß du das nicht sollst," sagte er.

Sie warf ihr Gesicht an seine Brust und umklammerte mit beiden Händen seine Schultern.

Er hielt sie, streichelte ihren Scheitel und sprach ihr zu: „Wir müssen es überwinden, und wenn es noch so schwer ist."

Mit einer Geduld, die kein Ende hatte, setzte er sein tröstliches Reden fort, bis sie ruhiger geworden war, und hieß sie dann mit ihm einen kurzen Gang in den Winter hinaus tun.

Gern setzte er sich des Abends mit ihr an den Tisch und las mit ihr gemeinsam. Sie nämlich konnte ihre Gedanken zu keinem Buche sammeln. So jedoch, wenn er ihre kleine Hand fest in die seine nahm, ging seine Ruhe auf sie über, und er las ihr vor aus Büchern, aus der Zeitung oder — der Bibel.

„Und er sprach zu ihr: Dir sind deine Sünden vergeben," stand in dieser Bibel vom Heiland und der Sünderin zu lesen.

Das verlangte sie nochmals zu hören, und als er ihr wieder einmal das ganze Kapitel gelesen hatte, lehnte sie sich auf ihrer Bank zurück, beide Hände auf den Tisch gelegt, und schaute ihn unverwandt an.

„Was denkst du?" fragte er.

„Daß du geradeso barmherzig bist wie —" antwortete sie.

Er schüttelte den Kopf. „Es ist leicht zu vergeben, wenn man selbst Vergebung nötig hat," sagte er.

Er erkannte aber bald, daß nicht nur die seltsame, aus ihrer Selbstverlorenheit erklärliche Zerstreutheit schuld an ihrem Hang zum Müßiggehen war, sondern ein Aussetzen ihrer körperlichen Kraft. Nicht daß sie eigentlich krank war, wenn sie auch zuweilen leise hüstelte, aber manchmal schien es Magnus, als ob ein Wurm ihren Mut und ihren Lebensgeist zernage. Ihre Züge und Hände verloren das Wüste, Zerstörte langsam, das sie bei ihrer Heimkehr gehabt hatten. Die Male ihres Körpers verschwanden. Die Haut wurde weiß, zart wie Weißrosenblätter. Es schien, als rundeten sich die Wangen und Arme ein wenig, aber es fehlte dem Körper die Spannkraft.

Allmählich drang seine Güte in sie hinein. Wie ein vielgeschlagenes Hündlein die Hand eines barmherzigen Menschen beleckt, streichelte sie oft seinen Arm. Ihr Auge leuchtete auf, wenn er in die Stube trat. Oft und oft wiederholte sie das scheue: „Was bist du doch gut gegen mich!"

Auf einmal verlor sie die Lust an den Speisen. Sie aß nur noch wie ein Vogel. Ihre Müdigkeit war groß. Magnus fand sie mehr als einmal auf ihrem Stuhl über einer Handarbeit eingeschlafen.

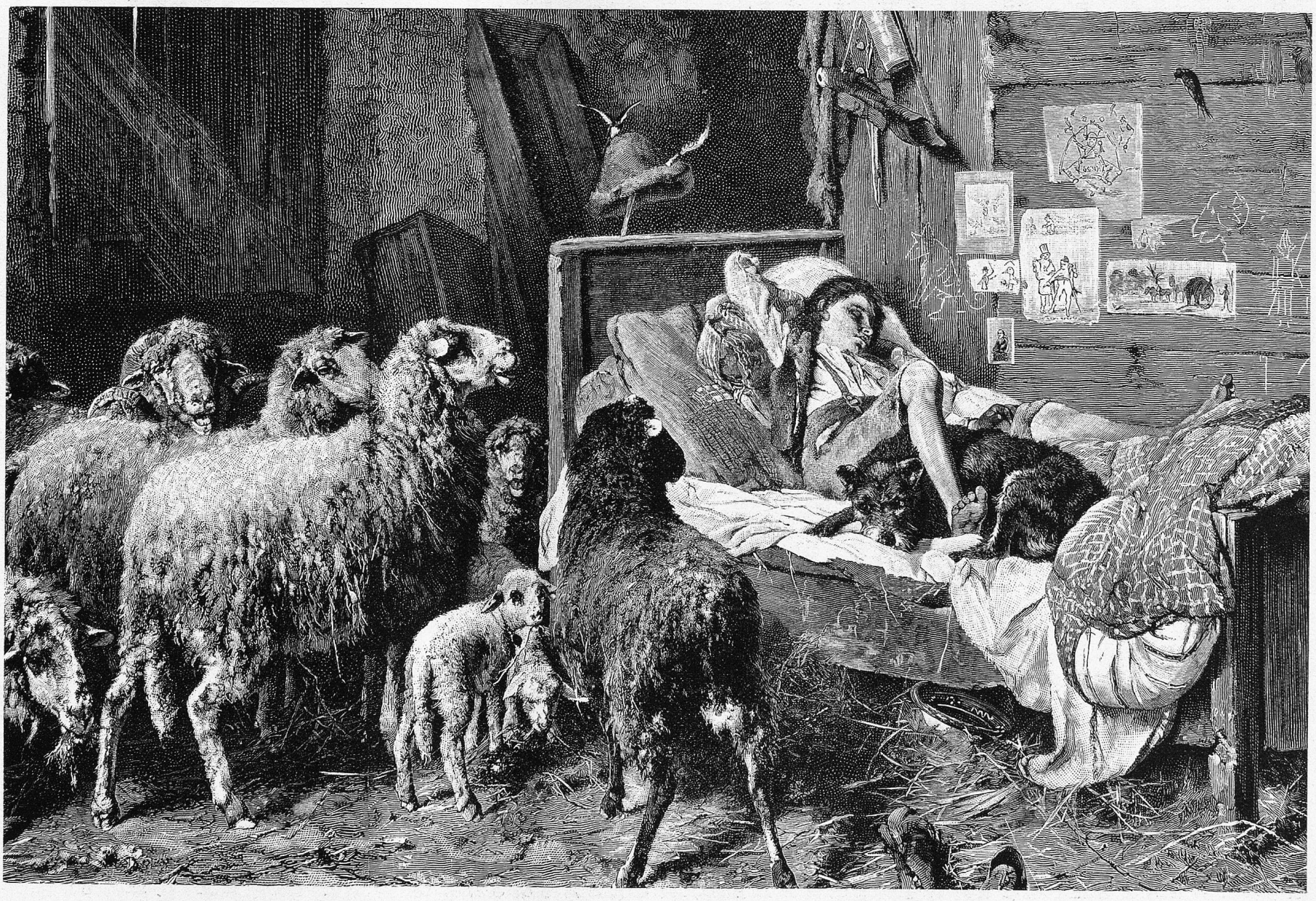
Angst befiel ihn. Sie entschwand zum zweitenmal seinen Händen, ohne daß er eine Hilfe wußte.

Er rief einen Arzt, der sie gründlich untersuchte, aber aus ihrem Übel nicht recht klug werden konnte. Er verordnete allerlei Stärkungsmittel, die Lukretia geduldig nahm und die auch vorübergehend eine leichte Besserung verursachten.

Magnus hoffte, aber sie selbst wurde von Zweifeln befallen. Bislang hatte sie ihrem Leiden keine Aufmerksamkeit geschenkt. Jetzt ergriff sie plötzlich eine Ängstlichkeit, die wieder nur eine Form ihrer Krankheit selbst war. Sie schreckte jetzt oft aus irgendeinem Hauswinkel auf und eilte, Magnus zu suchen. Wenn sie ihn hatte, so klammerte sie sich an ihn und bat: „Laß mich nicht allein, ich fürchte mich so."

Es war die Furcht vor dem Tode, die sie schüttelte. Sie packte sie besonders, wenn der Tag sich neigte. Sie wich dann nicht aus Magnus' Nähe, und wenn sie lesend oder mit irgendeiner Handarbeit in der Stube saßen, richtete sie zuweilen plötzlich die großen Augen auf ihn und sagte: „Glaubst du, daß ich sterben muß?"

Immer wieder beruhigte er sie, wie man ein Kind beruhigt, das sich im Dunkeln fürchtet. Er hielt sie auf seinen Knien und sprach vom Frühling, der ihr gut tun werde, von der Bank unterm Nußbaum, wo sie sitzen wollten, von der Schönheit der blühenden Welt, die einen viel Leiden vergessen mache. Er saß an ihrem Bett, wenn sie nicht einschlafen konnte, und er fing wieder an wie früher, ihr manchmal eine kleine Gabe heimzubringen. Wenn die Angst vor einem Unerklärlichen nicht gewesen wäre, so hätten sie



Der Siebenschläfer.

sich ganz glücklich gefühlt, Magnus im Gefühl eines großen inneren Friedens, den ihm das Bemühen um die arme Kranke gab, Lukretia, weil sie nicht mehr Mut und Kraft zu neuen Wünschen hatte und sich in seine Obhut schmiegte wie eines, das sich schlafsüchtig in weiche Kissen gräbt. So sehr war Magnus' Sinn von Lukretia eingenommen, daß er seltener als sonst an Berta dachte und die alte Bedrängnis um seine Schuld ihn nicht mehr heimsuchte.

So kam Weihnachten. Magnus war in der Stadt gewesen und sprach geheimnisvoll vom Christbaum, der ihnen am heiligen Abend brennen sollte.

Lukretia mußte an diesem Abend in der Schlafstube allein warten, bis er die Bescherung gerichtet hatte.

„Komm bald! Mach schnell!" bat sie ihn mit Tränen in den Augen, als er sie oben allein ließ.

Er trug das Bäumchen aus dem Keller herauf und setzte es auf den Tisch. Das Herz klopfte ihm fast wie in der eigenen Kinderzeit, während er das heimlich geschmückte mit Kerzen besteckte, die vier Pakete darunterlegte, die seine Gaben für seine Frau enthielten, und die Lichter entzündete. Als er fertig war, schritt er mit mühsam verhaltener Eile zur Tür, öffnete sie und schwang ein Glöcklein, das er für den Zweck erstanden hatte. Was war das wunderbar! Wenn er ganz weit zurückdachte, hatte er das Silberstimmlein einer solchen Glocke im Ohr. Vielleicht hatte er es nie gehört, vielleicht es nur gehört zu haben gemeint. Eine tiefe Bewegung trieb ihm beinahe Tränen in die Augen, und er wartete mit Spannung auf das Erscheinen Lukretias.

Aber die kleine Taube kam nicht.

Er lauschte. Wo blieb sie wohl? Sie hatten doch das Zeichen verabredet. Befremdet, bedächtig ging er nach oben.

Lukretia lag auf dem Bett, ganz angekleidet und fest in Decken gewickelt.

Er trat zu ihr, und sie wendete sich ihm zu, mit dem Gesicht nur ein wenig aus den Decken schauend.

„Es ist Zeit, nicht wahr?" fragte sie.

„Hast du am Ende schon geläutet?" fuhr sie fort und lächelte.

„Taube, kleine Taube," schalt er und zog sie empor.

Aber ihr Lächeln ging in einen Ausdruck von Weinen über, ihre Zähne schlugen aufeinander, und sie schauderte. „Ich kann nicht warm werden," sagte sie. „Darum habe ich mich so eingewickelt."

Er schlug eine Decke um sie: „Kleiner Friervogel," neckte er sie. Dann sprach er ihr zu: „Hier ist eben nicht eingeheizt. Komm nur. Unten ist es warm."

Den Arm um sie gelegt, die Decke festhaltend, führte er sie hinunter.

Sie flüsterte unterwegs: „Es ist so seltsam, als ob mein Herz nicht mehr schlagen könnte."

„Das ist alles die Kälte," tröstete er.

Wirklich bekam sie Leben und Wärme, als sie in der Wohnstube ankam.

Das Bäumlein funkelte. Die zwölf rotgelben Kerzenflammen, die auf weißen Wachsstengeln auf den grünen Ästen standen, waren wie kleine Tulpenknospen. Sie brannten ruhig und schlank und glitzerten.

Lukretias Augen spiegelten das Glitzern wider, und ihre Wangen röteten sich.

Magnus ließ sie jetzt los und faltete die Hände. Lang und hager und barhaupt, mit dem dünnen, graubraunen Haar fast die niedere Decke streifend, stand er da und betete halblaut ein Vaterunser. Lukretia sah von der Seite an ihm hinauf. Es war in diesem Augenblick nichts in ihr als eine tiefe, furchtsame Verehrung.

Als er geendigt hatte, nickte er ihr zu. „Mußt jetzt deine Sachen auspacken. Ich will sehen, ob ich es recht getroffen habe."

Sie gehorchte. Ihre Finger waren sehr unsicher, während sie die Schnüre löste. Aber die Entdeckung dessen, was seine Güte ihr beschert hatte, allerlei nützliche Dinge, die sie für Haus und Kleidung brauchte, und als besondere Gabe eine kleine goldene Uhr, belebte sie. Sie beugte sich mit rascher und überquellender Dankbarkeit auf seine Hand nieder und küßte sie.

Sie saßen darauf Seite an Seite und sahen die Kerzen niederbrennen. Magnus sprach von dem Glück, das ihnen im Gegensatz zu vielen anderen Menschen beschieden sei, die jetzt heimatlos wären oder zu geschäftig, um das Heil der Stille zu empfinden, oder zu zerfallen mit sich selbst oder zu leichtfertig. Er legte ein wenig sein Herz offen vor sie hin, indem er ihr dartat, wie dankbar er für das sei, was ihnen jetzt gehöre, das gute Auskommen mit den Leuten der Umgegend, die einträgliche Arbeit daheim, die Möglichkeit, einiges Gute zu tun. Dann sprach er ihr zum erstenmal von der verstorbenen Schwester und von der Berta, deren helle Tapferkeit er schilderte.

Lukretia horchte auf, als er die beiden Namen nannte, allein es war, als fehle ihr selbst zum Erstaunen oder zur Neugier die Kraft. Sie fiel sogleich wieder in ein dämmeriges Schweigen zurück, das nur dann und wann ein Kopfnicken oder ein müdes „Ja," „Ja" ablöste. Am Ende bemerkte er die Mattigkeit und sagte: „Du bist schläfrig, Kind. Du sollst dich niederlegen."

Sie meinte ihm weh zu tun, wenn sie an diesem Abend die Feierfreude nicht länger mit ihm teile, und wehrte sich. Aber sie hatte Mühe, die Lider ihrer Augen oben zu behalten, sie fielen ihr immer wieder zu. Da lachte er in seiner stillen Art und hieß sie in die Kammer gehen. Er wollte nur erst die Tür schließen und dann nachkommen. Er küßte sie auf die Stirn, dachte, wie sehr sie sich verändert habe, seit er sie am Karren der Landstreicher gesehen, wie zum Umblasen zart sie geworden sei, und wünschte, der Frühling wäre schon da, von dem er hoffte, daß er sie wieder kräftigen werde.

Sie stand auf.

„Komm bald," bat sie ihn wieder, noch unter der Tür.

Er winkte ihr zu „Wickle dich gut ein, kleiner Friervogel."

Dann verschwand sie.

Nun stieg er in den Keller, wo er noch Reste von Speisen einstellte. An der Haustür hatte der Wind Schnee hereingeweht, und er konnte sie nicht schließen, holte darum aus der Küche ein Beil, mit dem er das Eis wegklopfte. Darüber verstrich eine Viertelstunde. In die Nacht blickend, wunderte er sich, wie groß und rein der Mond am dunkeln Himmel stand. Auf einmal war ihm, als müßte er eilen, um zu Lukretia zu kommen. Mit raschen Schritten stieg er die Treppe hinauf und öffnete die Tür der gemeinsamen Kammer.

Der Mond, den er unten gesehen, stand auch über dem Fenster der Stube. Weiß, großmächtig. Breit und bleich lag sein Widerschein am Boden der Kammer.

In diesem Glanz, wie umspült von wunderbarem Quell, lag Lukretia vornübergeworfen, das Gesicht auf den einen Arm gebettet, als ob sie schliefe. Sie war schon halb entkleidet. Ihr weißes Mieder ließ Hals und Arme frei und zeigte Linien wie weich behauener weißer Marmor.

„Lukretia!" sagte Magnus.

Aber plötzlich blieb er stehen. Ein merkwürdiger, zwingender Gedanke fesselte ihn an die Stelle. Er wußte gewiß, daß die kleine Taube tot war, daß er nach dem ersten Zusammenzucken keine Bewegung tat, ihr beizuspringen.

So hatte er einst beim Eintritt in seine Stube den weißen Vogel liegen sehen, der ihm jahrelang Kamerad gewesen war. Eine so zwingende Ähnlichkeit war zwischen dem Jetzt und dem Damals, daß dieser Eindruck für den Augenblick jedes andere Gefühl zurückdrängte.

Damals schien ihm der Inhalt seines Lebens geschmälert, obwohl es fast Sünde war, so viel Liebe an ein Tier zu hängen; jetzt war ihm, er verliere ein Stück seiner selbst. Endlich schritt er langsam näher. Wie mochte es wohl gekommen sein? Sie hatte sich schwach gefühlt, über das Aussetzen ihres Herzens geklagt. Sicher war sie während des Auskleidens wieder von derselben Bangigkeit befallen worden, hatte sich dem Fenster nähern wollen und war da zusammengesunken.

Er bog sich nieder. Machte die Mondlichtkühle ihre Hände und Arme so kalt?

Er hob sie auf, hielt sie an sich, trug sie aufs Bett. Wie leicht sie war! Er kreuzte ihr die Arme über der zarten Brust. Über ihren Unterkörper streifte er die Decke. Und wunderte sich immer noch nicht, hatte nicht die leiseste Hoffnung, nicht den Drang, noch Leben bei ihr zu suchen.

Er fühlte kein wildes Leid, sondern nur eine schmerzvolle Leere in seinem Innern, die Erkenntnis seiner großen Armut, die sein ganzes Leben hindurch gedauert, und wenn sie je und je durch eine Schicksalsgunst gemildert worden, doch immer wiedergekommen war. Fast mehr noch als an sich selber dachte er an die tote Lukretia. Arme kleine Taube, was hatte sie von ihrem Leben gehabt? Hart hatte es sie herumgezerrt und geschüttelt. Wohl hatte sie Schuld an manchem Übelgehen, aber für vieles konnte sie nicht, sie, die von der Straße kam und auf der Straße verkommen war. Diejenigen aber, die sie peinigten, vom blonden Paul bis zu den unbekannten anderen, von deren Mißhandlungen sie ihm erzählt, was war ihre Schuld? Sie waren Gehilfen des Schicksals. Über sie wie über alle ging sein Rad.

Magnus dachte nicht an die Zeit und wie sie ging. Am Bette neben der Toten sitzend, verbrachte er die Nacht, sah den Mond niedergehen, die Stube dunkel werden und den Morgen grauen.

Sobald es schicklicherweise anging, machte er sich auf den Weg zum Dorf, um beim Zivilamt

und beim Pfarrherrn anzuzeigen, daß ihm seine Frau gestorben sei.

Als er ins Freie trat, griff ihm der Tag mit kühlen Händen ins Gesicht. Er reckte sich ein wenig. Trotzdem er nicht geschlafen hatte, fühlte er sich nicht schwach. Das Haus war still, das er verließ, aber der Tag, in den er hinaustrat, atmete neues Leben.

Magnus vollendete den nachts angesponnenen Gedankengang: Menschen sträubten sich und kämpften, wehrten sich gegen die innere und äußere Not und überwanden sie. Aber es schien ihm, daß nicht sowohl die Kraft und der Siegerzorn das Erstrebungswerteste sei, sondern die Bescheidung und die Geduld. Und wieder regte sich in ihm neben der trostlosen Leere, die Lukretias Fortgang geweckt, ein friedliches Empfinden: Weißt du, Magnus Im Ebnet, daß du frei bist? Daß du jetzt aus eigenem Willen und zur Stunde, die du dir ausgesucht, hingehst, um jenen zu sagen, was dir geschehen ist. Einmal war das nicht so.

Er dachte an die Zelle, die endlosen Jahre daselbst, und bot seine Stirn dem Morgenwind. Wie kühl! Wie gut!

(Schluß folgt.)

Der Wanderer und der Bach.

Wohin, o Bächlein, schnelle?
„Hinab ins Tal.“
Verhalle deine Welle!
„Ein andermal“.

Was treibt dich so von hinnen?
„Ei, hielt ich je?“
Willst du nicht ruhn und sinnen?
„Ja, dort im See.“

Bist du schon gram der Erden?
„Ich eile zu.“
Du wirst schon stille werden.
„Nicht minder du.“

Martin Greif.

Wanderung durchs Goms.

Von Gottlieb Binder. (Schluß.)

Im Goms besuchen die Knaben und Mädchen während acht Jahren die Winterschule. Sekundarschulen gibt es keine. Dagegen besteht eine sog. Wiederholungsschule, zu deren Besuch die Knaben nach ihrem Austritt aus der Alltagsschule noch während drei Jahren verpflichtet sind. Von den besonders begabten Knaben besucht ab und zu einer das Kollegium in Brig, meist um Pfarrer zu werden.

Im Lauf der letzten hundert Jahre fand im Goms eine erhebliche Abwanderung junger Leute nach Argentinien, Nordamerika, Kanada u. a. O. statt. Und zwar befanden sich darunter nicht selten die aufgeweckteſten Köpfe und die fleißigsten Hände, die so der Heimat für immer verloren gingen; denn es soll eine der größten Seltenheiten sein, daß einer dieser Ausgewanderten wieder ins heimatliche Alpental zurückkehrt. Die äußerst bescheidenen Erwerbsmöglichkeiten veranlassen die jungen Leute zur Auswanderung. Über die Gründe, die im Oberwallis ehedem ganze Volksscharen zur Auswanderung ins Piemontesische, nach Graubünden, Vorarlberg oder Liechtenstein bewogen, sind sich die Gelehrten bis heute nicht klar geworden.

Im ganzen Goms besteht auf den Alpen die genossenschaftliche Sennerei. Der Auftrieb des Viehs („Aupfahrt“", „Aupe“) findet meist anfangs Juli statt. (Im Sommer 1926 hatte er im oberen Goms am 14. Juli noch nicht begonnen wegen des ungünstigen Vorsommers.) Die meisten Gemeinden besitzen mehr als eine Alp. Für jedes Senntum werden ein Senn und zwei Alpknechte angestellt, die ihren Lohn im Herbst nach der Alpabfahrt („Entaupe“) in bar erhalten. Acht Tage nach dem Auftrieb und dann nochmals am 2. Herbstmonat wird die Milch jeder einzelnen Kuh gemessen, bezw. gewogen. Zu diesem Zwecke begeben sich an den genannten Tagen die Eigentümer des Viehs auf die Alp. Die Kühe werden in Gruppen von je sechs Stück zusammengestellt. Gehören von einer Gruppe zwei diesem, vier einem andern Bauern, so hat von den beiden nur einer am Milchmessen teilzunehmen. Besitzt ein Bauer sieben Kühe auf der Alp, so bleiben sie als Gruppe beisammen, obschon sich ein überzähliges Stück darunter befindet. Am Vorabend vor dem eigentlichen Meßtage darf kein Bauer